**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 56 (1952-1953)
**Heft:** 6

**Artikel:** Der letzte Grossvater. Teil 13
**Autor:** Diebold, Bernhard
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-664636

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 13

Sie fühlt's. Spürt genau aus überhellem Instinkt fast jede Ueberlegung, die er denkt. «Du hast Angst, ich weiss. Aber die Sonja Abramowitsch im Grand Guignol hat sich ja auch vom Maler Scheuchzer heiraten lassen, nur damit sie einen Schweizerpass erhielt und bleiben kann. Bei mir aber, Otto, ist es doch wirkliche Liebe ... Ich habe dich doch gern ... Und ...» jetzt weint sie wieder und stammelt unter Schluchzen «Vielleicht rettest du mir das Leben ... wie damals in der Nacht am Fluss ... wenn du mich nimmst.»

Er küsst sie stumm. Er hat noch kein Wort. Er sieht fast blicklos auf seine Plakate, die das Dach ausweiten bis zum Paradies von Rio de Janeiro ... und den Pyramiden ... und der missratenen Modegöttin, die einst Vreni hiess ... Muss man nicht wagen, um zu gewinnen? Weithin streben, über den Kanton hinaus und Grossvaters prosaischen Geistesbezirk der ewigen Solidität ...?

Er hört sie flüstern: «... Und wenn es öffentlich nicht geht, dann tun wir's halt heimlich ... Und fahren weg von Zürich ... Heiraten im Tessin ... Geld muss ich mir beschaffen ... Ich verkaufe noch das Armband mit den vielen grossen Rubinen ... Ich hab's bisher behalten, weil es Lobecks erstes Geschenk war ... Aber jetzt gilt jedes Opfer für mich und dich. Oh, es geht schon, wenn du mich wirklich liebst ...»

Er hört's, es betäubt ihn. Er sucht vergeblich seine tiefere Vernunft zu wecken und zu stärken. Fragt sich noch einmal allen Ernstes: ob er sie wirklich liebe? Bei Vreni hat er's ja auch geglaubt, Und doch war's nur ein Wahn und Irrtum. Hier aber ...? Oh, hier wirkt ein Zauber, der aus dem Poetischen und Schwindelhaften seiner Ouvertüre sich in Wirklichkeit zurückverwandelt hat — und dennoch voll des Zaubers bleibt. Ja, er liebt sie. Ja, er wird ihr das Leben retten. Komme was da wolle! Das schwere, alte schweizerische Bärenfell wird endlich abgestreift. Gründlich muss umgesattelt werden. Noch gründlicher als Gerti wird sich Otto der neuen Zeit gewachsen zeigen ... Ja, die Liebe ist stärker ... als alles.

Er presst Lisbeth an sein Herz. Er küsst sie an hundert Stellen ihres schönen Hauptes. Und wie zerschmelzend und kaum mehr das Bewusstsein seiner Worte wahrend, stammelt er, ja singt er in ihr Ohr: «Ich tu's, Lisbeth, sei ohne Angst ... ich tu's.»

## Viertes Kapitel

### *Die Schande*

Die folgenden drei Tage enden in Liebesnächten; so zart, so jugendlich und über alles Mass, wie sie der steinerne Hof seit den Feudalzeiten im Rokoko vielleicht nicht mehr erlebt hat; damals, als das Barockportal auch noch ein Gitter hatte. Es werden gar hohe Worte gewechselt und Pläne geträumt, die nicht in das Gewinkel passen, in dem ein Grossvater Gottlieb Weidmann lebt, der solchen moralischen Hausfriedensbruch nicht einmal in Gedanken für möglich gehalten hätte. Ein wenig anders als er dachte die Grossmutter, der zwar ein richtiges Liebesverhältnis in ihren Mauern auch als ein undenkbares Geschehen vorkam, die aber immerhin eine Küsserei zwischen den jungen Leuten nach und nach in praktische Erwägung zog. Denn bei einer Gräfin versagt natürlich jeder gewohnte Masstab der Moral. In Reue über ihre Vertreibung Gertis hasste sie aus dunkeln und ihr selbst nicht völlig klaren Gründen Lisbeth immer heftiger, zumal gerade sie im Zimmer der Vertriebenen schlief. Die Grossmutter misstraute ihr wie einer Hochstaplerin, obgleich sich die Vorladung der Polizei durch Vorweisung eines regulären Passes in aller Ordnung erledigt hatte, sowie die von dritter Seite erfolgte Anzeige wegen Schwarzarbeit als unbezahlte freundschaftliche Hilfe charakterisiert und Lisbeths hiesige Existenz als Fremdenbesuch erklärt werden konnte. So schlimm war die Behörde immer noch nicht wie die Angst vor ihr. Aber Grossmutter Weidmann war auf Lisbeth viel böser als die Polizei. Sie blieb auch wachsamer auf sie, im Hellen und im Dunkeln. Und in

der vierten Liebesnacht — Mitte September war's — erwischte sie die beiden.

Es war nachts um drei Uhr — was die alte Gärtnersfrau, die früher immer mit der Sommersonne den Tag begonnen hatte, bezeichnenderweise «am Morgen am drü» nannte. So spät in der Nacht pflegen Liebende die andern Menschen, die nichts zu lieben haben, im tiefsten Schlaf zu wähnen; und sie flüsterten dann immer unbesorgter bis es auf einmal laut wird. Aber auch Hassende bleiben oft wach, eben ob ihres Hasses. Und bei Grossmutter Weidmann war's der Schmerz um Gerti und ihre nagende Reue, die sie keinem Menschen zugab, so dass sie sich im nächtlichen Wachsein ihrer Seele um so tiefer in ihr Herz frass. Da, in der dunkeln Stille, hörte sie ein Duett ob ihrem Haupte. Sie zog die Haube an, schloff in die Pantoffeln, stieg unhörbar die steinerne Treppe hoch; liess aber die hölzernen Stufen der obersten Stiege zur Dachkammer ganz unbekümmert knirschen und ächzen; denn in solcher Nähe des Tatorts nützte den Verbrechern keine Warnung mehr.

Schon stand sie an der Türe. Lauschte nur einen Augenblick. Dann klinkte sie kräftig, riss die unverschlossene Holztür nur eine Handbreit auf, und ohne hineinzusehen rief sie laut: «I weiss jetz B'scheid mit diner Gräfin.» Musste tiefen Atem holen. Und dann: «Morn mues es use, das Mänsch.»

Otto vermied jede Diskussion. Der Krawall war erwartet; er hätte ja früher oder später kommen müssen. Aber die Ueberraschung in flagranti war doch tief beschämend. Jetzt gab es keine Kompromisse mehr. Schon kurz nach halb acht, fünf Minuten bevor Otto in sein Geschäft ging, verzog die Gräfin mit ihrem Köfferchen durch die Gasse; und verschwand, ohne nach hinten, nach rechts oder links zu sehen, im Winkel zwischen der Skylla des Buchbinders Rüegg und der Charybdis des Fuhrmanns Koller.

«Wohin so früh?» rief ihr die Frau Buchbinder mit falschen Freundlichkeitstönen nach. Und der Fuhrmann pflegte jeden besser gekleideten Menschen mit einem Handkoffer von jeher zu fragen: ob er nach Paris wolle? In dieser Frage steckte nach seinem Begriff eine wohlüberlegte Bosheit, weil Paris für ihn ein Sündenbabel war, in das ein anständiger Mensch nicht zu verreisen habe. So ein entartetes Fräulein wie die Gertrud Weidmann, oder gar wie die Bettelgräfin, ein solches «Lumpetierli», musste seine ominöse Frage nach Paris halt riskieren.

Aber wie schon gesagt, wandte sich Lisbeth gar nicht um, grüsste durch ein kurzes, abwesendes Nicken vor sich hin; und merkte gar nicht, dass sie auf einmal an der Tramhaltestelle der Gemeindestrasse stand, wo ihr auch schon das Polenkind entgegenrannte und fragte: «Ja gehst du weg?» Aber Lisbeth hatte weder Zeit noch Stimmung zu einer noch so harmlosen Diskussion über ihre Reise und deren Ziel. Denn das war vorläufig und abmachungsgemäss nur das Café Grand Guignol. Kurz nach zwölf Uhr wird sie dort Otto treffen. Er muss mit Zemp wegen ihrer Unterkunft umhertelephonieren. Vorher wird sie auch selber mit ihren neuen Bekannten, die von zehn Uhr an aufzustehen und hier, als wären sie wirklich in Paris, ihren Morgenkaffee zu nehmen pflegen, nach einer Wohn-Occasion forschen, wie sie im Kreise dieser jungen Künstler viel leichter als irgendwo zu finden war.

Es ergab sich auch, dass das «Negerli», jenes dunkelhaarige, gutmütige Geschöpf, das dem Otto jeweils mit so langen Blicken sehnsüchtig nachzusehen pflegte, noch am selben Nachmittag von einer Autopartie nach dem Tessin mitgenommen werden sollte; und dass es sein gemütlich ausstaffiertes Wohnatelier für die nächsten Wochen gegen zwanzig Franken Mietbeitrag abgeben wollte — zumal es dem Otto einen Gefallen tat. «Bald kommen wir nach», scherzte Otto nach der Abmachung zum Negerli hin.

Er dachte dabei an eine mögliche Tessiner Trauung. Aber das zur Finanzierung wichtige Armband schien sich nicht leicht verkaufen zu lassen. Der Hochzeitsreise pränumerando nach Ascona fehlte die «kapitalistische Voraussetzung», wie der dunkle Zemp es fluchend nannte. Allein die Eisenbahnfahrt zu zweien frass eine ganze Woche Lebensunterhalt. Schliesslich erhielt man für das teure Stück mit den grossen Rubinen zwischen Splitter-Brillanten nur einhundertachtzig Franken. Das reichte gerade für die nächsten Wochen — die Wochen des Aufgebots.

## Am Pranger

Ein heisser Schauer durchfuhr Otto bei dem Gedanken an die Publikation seiner Vermählung mit der Gräfin. Er sah vor sich die Grossmutter und den Grossvater über das «Tagblatt» gebeugt, dessen erste amtliche Seite die älteren guten Bürger von jeher so genau und peinlich lesen: über Geburt und Tod, über Konkurs und Militär, über

Aufgebote und Eheschliessungen. Es gibt nichts Interessanteres auf der Welt! Hier stand es dann gedruckt wie auf einer Schandtafel. Denn das, was Otto sich da vorgenommen hatte — wahrlich, das galt als Schande.

Er erinnerte sich, dass der Fuhrmann Koller eines Abends dem Grossvater durchs Parterrefenster hindurch den Kommentar der «Hohlen Gasse» zur Frage der Ueberfremdung durch die sich häufenden «Ausländerehen» vorlas. Die «Hohle Gasse» war gleich wie der «Gugger» ein Organ, das gleich dem Teufelsvogel, der letzterem den Namen gab, kein Blatt vor den Schnabel zu nehmen pflegte. Es tadelte die menschlichen Gebrechen in einem für Grossvaters solide Ohren allzu marktschreierischen Ton, den er schon in gewissen Sozialistenblättern nicht vertrug. Aber dem Koller musste er halt zuhören, sonst fing der in seiner nie ganz nüchternen Verfassung noch aus dem Fenster hinaus in die Gasse zu gröhlen und zu schimpfen an.

Also las Koller ihm mit rucher Stimme ganz langsam die schönsten Stellen vor: «... diese sich häufende Bürgerrechts-Erschleichung durch eine Scheinheirat dunkler weiblicher Elemente mit den Söhnen Helvetias ... dieser unmoralische Handel mit redlichen Schweizerpässen, die dann die einzigen sind, die einer solchen Ehe über die Scheidung hinaus eine papierene Schweizertreue halten ... Denn darauf ist's ja abgesehen ... Nicht nur dass unsere Bevölkerung in unstatthafter Weise überfremdet wird und sich in den meisten Fällen weniger die Steuerverwaltung als die Armenpflege mit diesen leichtfertig geschlossenen und geschiedenen Neu-Schweizerinnen abgeben muss, so ist auch die Demoralisation unserer Jungmannschaft zu bedenken, die sich oft gegen ein Honorar von ein paar hundert Franken auf solch einen Kuhhandel mit Schweizerehre einlässt ...» Und dann waren in der «Hohlen Gasse» auch ein paar Beispiele der allerschönsten Eheaufgebote aus dem standesamtlichen Aushängekasten zitiert:

Lombardi, Emilio, Bauarbeiter, geb. 1877, verw., aus Giornico, Kant. Tessin, in Zürich, und

Rosenberg, Lydia, Dr. chem., geb. 1912 zu Breslau. Deutsche Reichsangehörige.

Und ferner:

Schuppisser, Heinrich, geb. 1915, von und in Zürich, Strassenbahnangestellter, und

Petrowitsch, Wera, ohne Beruf, geb. 1891 zu Gorodok (Russland). Staatenlos.

Nicht nur der Fuhrmann Koller, sondern auch der Grossvater und sogar die für jegliche Romantik eminent empfänglichen Buchbinders fanden die Anprangerung der «Hohlen Gasse» vollkommen in Ordnung, weil diese Methode der Einbürgerung derart artfremder Individuen schlechthin an Landesverrat grenze. Und Otto Weidmann, er musste sich das gestehen, fand es damals vor zwei Jahren auch vollkommen ungehörig und verwerflich.

Heute aber stand er vor dem Vaterland im gleichen moralischen Zwielicht wie der Maurer Lombardi oder der Tramkondukteur Schuppisser im Aushang des Standesamtes. Aber es war doch nicht ganz das gleiche, sagte er sich zur Selbstbeschwichtigung. Erstens nahm er kein Geld für die Ehe. Zweitens war die Gräfin kein dunkles Element, sondern eine Fee des Lichtes. Und drittens: er liebte sie. Und sie liebte ihn! Stärker als alles in der Welt war ihre Liebe ! ... So peinlich sich die Affäre ausnahm — das Aufgebot des zwanzigjährigen Graveurgehilfen mit der fünfundzwanzigjährigen geschiedenen Gräfin — so war der Fall doch ideal und seelisch ohne Tadel.

Letzte bürgerliche Hemmungen beseitigte Freund Zemp. Der trotz seiner breiten Schwere schnell bewegliche Mensch, dem man fünf Jahre mehr gab als die vierundzwanzig, die er wirklich zählte, konnte bedeutend reden und die Seele mit den zum Fürchten scharfen Augen fangen: «Gerade ein Skandal tut not! Anders kommt man ihnen nicht bei als mit der Bombe. Den grossen Grinden von der Hochfinanz schon gar nicht mit der Anständigkeit und dem blossen Recht. Und bei den kleinen Grossvatermannlis macht's die Masse. Hunderttausend Grossväter machen einen Diktator wett. In Zürich oder Basel fallen sie nur weniger auf; denn Zürich ist Weltstadt geworden und hat neben dem internationalen Kapitalismus doch auch sein internationales Proletariat. Aber in der ganzen übrigen Schweiz laufen und hocken sie noch triumphierend herum — in jedem Alter, von achtzehn Jahren an schon Grossvater! — rauchen ihre Stumpen und ziehen den blauen Dunst durch ihre mageren Hälse mit dem wippenden Kehlhopf über den Ablegchrägen; und beschäftigen sich mit der Tätigkeit des Verharrens und des faulen Lastens auf der Entwicklung, auf der Jugend, und namentlich auf dem Arbeiter, der ihnen immer noch nur als «Fabrikler» oder «Aussersihler» gilt; und fühlen sich mit ihrem überspannten «Eusereis» als

die Aristokraten der einzigen echten Eidgenossenschaft. Das sind die Zähen im Lande, die Stehenbleiber und Neutralen. Nichts kann sie mehr bekümmern als die Angst um die Rentenruhe ihres Alters. Das sind die Heerscharen der sozialen Rückständigkeit, die wir genau so feindlich zu betrachten haben wie die Finanztyrannen. Die Moral ist zwar anders. Aber das System ist das gleiche. Beides ist zu erschüttern. Hier das System, dort die Moral. Mit «Heil dir Helvetia» wird die Jugend verknechtet; und wir, du und ich, liegen unter den Opfern. Nur mit Skandalen erweckt man dieses auf seinen Geldsack eingebildete Volk der Hirten aus der Geschäftlimacherei seines Daseins. Sturm und Skandal! — das ist unsere Pflicht. Sie sollen's nur im «Tagblatt» lesen. Schad', dass es nur eine Gräfin ist. Ein russische Jüdin hätte sie noch mehr geärgert — wie etwa beim Scheuchzer mit der Sonja. Jedenfalls: die Heirat wird gemacht. Hoffentlich kommen bald die Papiere. Der Brändli und ich sind Zeugen.»

Otto hörte mit gesenkten Blicken zu. Sein Verstand begriff. Sein Herz verneinte das Verstandene. Doch Lisbeths Augen leuchteten wie damals, als sie so überströmend an Worten und Erregungen die Ausserordentlichkeiten ihres Lebensganges erzählte und sichtbar aus dem Fabelhaften das Selbstgefühl ihrer inneren Existenz bezog.

So gestärkt mit dem Gegen-Ethos einer grösseren und in weiten Umarmungen erfassten Menschheit hielt Ottos Wille durch. Nur mit Mühe ertrug er noch die Kleinlichkeiten im Hause der Alten. Als die Grossmutter eines Tages das Fehlen des «katholischen Helgenbuches» bemerkte, nannte sie Otto einen Dieb. Sie selber hätte es trotz ihres geizigen Sparsinns ungesehen in den Kehrichtkübel geworfen, so wenig Wert erkannte sie in diesem Objekt. Aber hier galt der Kampf um die Macht. Sie liebte zwar den Enkel, soweit schon ihr karges Herz sich öffnen konnte; aber sie hasste seine ganze junge Generation. Und als Otto durch der Alten unaufhörliche Vorwürfe und Beschimpfungen der «Lumpengräfin» und des «Schwabenmänsches» bis zum Jähzorn aufgereizt war, da schrie er ihnen eines Tages die Erklärung ins Gesicht, zu der er in der Ruhe niemals den Mut gefunden hätte: «Ja, und dieses Mänsch, ob ihr nun wollt oder nicht — das werde ich heiraten.»

Aber kaum hatte er es geschrien, so rannte er aus dem Hause. Denn zum Redestehen besass er noch nicht den Mut. Zwar redete er sich vor: er sei ein revolutionärer Held, der es «der Bourgeoisie gegeben habe». Ach, aber es flammte keine tiefe Ueberzeugung in seinem sozialen Geisteswesen, so wie es Zemp von ihm erhoffte; sondern die antibürgerliche Opposition versah nur die ideale Bemäntelung eines sehr schlecht sich fühlenden, ganz bürgerlichen Mittelstands-Gewissens. Er eilte zu Lisbeth und erzählte ihr von seinem Ausbruch und dem offenen Bekenntnis. Sie küsste ihn und liebte ihn dafür. Zemp aber, am Abend im Grand Guignol, lobte ihn und drückte ihm die Hand mit langem Schütteln und ernstem Augenaufschlag, als gälte es die Erstürmung der Bastille zu feiern.

Die Grosseltern aber, vor der Haustüre dem Davonstürmenden nachsehend, o nein, sie waren ob dieser Heiratskunde nicht verzweifelt wie bei Gertruds Flucht. Denn — merkwürdig, aber wahr — sie glaubten's einfach nicht. Für einen Weidmann, der nicht in Aussersihl unter den Italienern, Sozialisten und Polenkindern aller Art aufgewachsen und erzogen war — kam das gar nicht in Frage. Solche Ausländerheiraten passierten nur beim Pack, bei den «geringen Leuten»; oder wiederum bei den ganz Reichen, wo's auf die Nationalität auch nicht mehr ankam, sondern nur noch auf das Geld. Aber bei den währschaften, soliden und urchigen Schweizern kam's noch auf anderes an. Die wahren Aufrechten und Träger der Landesseele, die lebten im Mittelstand republikanischer Einfachheit; am alleraufrechtesten im kleinen Bürgertum, das sich schon mit dem Bauerntum berührte. Das war die alte Schweiz: das Land der Grossväter. Otto aber war ihr Enkel: ein echter Schweizer. Was er da gesagt hatte, war wohl nur eine Drohung, ein Ausbruch der Wut. die alten Weidmanns wollten es nicht anders fassen. Und obgleich es ihr gar nicht zum Lachen war, wagte die Grossmutter sogar einen Scherz, um ein aufkeimendes Ernstnehmen einer solch unmöglichen Sache schleunigst zu vertreiben, indem sie lachte: solange der Otto keinen Schnurrbart trage wie ein richtig ausgewachsener Mann, haha, bis dahin könne er ja gar nicht heiraten. Sonst wär's ja ein Gespött! Sie sprach sehr laut, um ihren Witz noch schlagkräftiger zu machen und durch den Tonfall schon die eigene trübe Seele aufzumuntern. Sie selber hatte halt in ihrer Jugend, sechzig Jahre früher, nur einen Mann mit Schnauz- und Kinnbart für heiratsfähig angesehen. Ihr Gottlieb Weidmann war schon als Dreiundzwanzigjähriger im Knebelbart Napoleons dahermarschiert. Aber der Otto trug ja «nanig emal en Schnauz».

(Fortsetzung folgt)